

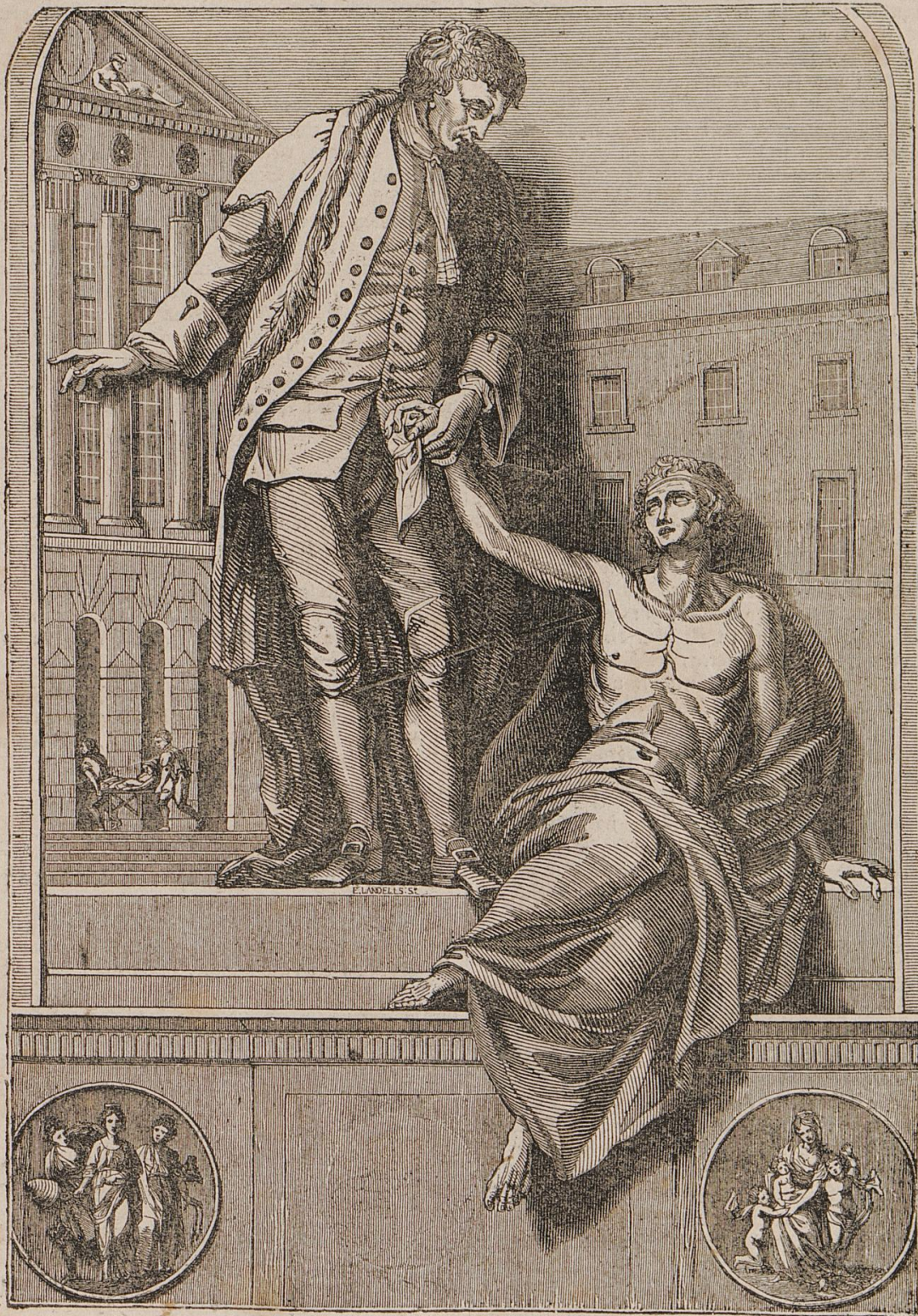
Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

91.] [2. Jahrg. 39.]

[December 31, 1834.]

Thomas Guy.



Thomas Guy,

Stifter eines großen Hospitals in London.

Der edle Mensch
Sei hülfreich und gut!
Unermüßlich schaff er
Das Rechte und Nützliche,
Sei uns ein Vorbild
Sener geahneten Wesen.

Goethe.

Edele That ist Ruhmes werth, weniger um ihrer selbst willen — denn sie begehrt und bedarf desselben nicht — als um Anderer, denen sie zur Erweckung, zur Erhebung, zur Ermuthigung zu gleichem Streben dienen kann und soll; denn die That spricht nun einmal eindringlicher als das Wort; sie hat, wie eine edle Blüte, fruchtbringende Kraft in sich, durch welche sie fortdauernd Segen schafft, und das Andenken des Edlen schützt gegen Vergänglichkeit und Vergessenheit. Die Belege zu dieser Behauptung gibt die Geschichte der Menschheit auf jedem Blatte ihrer Jahrbücher. Die herzlosen Geldsammler und Schatzhüter sind vergessen oder werden nur noch als traurige Beispiele menschlicher Thorheit aufgestellt, während der Name des werththätigen Menschenfreundes, dessen Glaube in der Liebe thätig war, fortlebt von Geschlecht zu Geschlecht, und in immer hellerem Lichte zu erglänzen scheint, je mehr die neidische Zeit ihre Kraft an ihm ver sucht und ihn in das Dunkel der Vergangenheit zurückdrängen möchte. Zu solchen Betrachtungen veranlaßt unwillkürlich der Anblick der umstehenden schönen Bignette, eine Abbildung des herrlichen Monumentes, welches die dankbare Nachwelt dem Andenken Thomas Guy's (spr. Ghei), eines londoner Buchhändlers, in der Kapelle des großen Krankenhauses errichtete, durch das er seines Namens unsterbliches Gedächtniß gestiftet hat. Das Bildwerk ist aus weißem Marmor von der Meisterhand des Bildhauers Bacon gefertigt, und stellt Guy selbst in ganzer Figur dar, wie er eben einem hülflosen Kranken die helfende Hand reicht, ihn dem Nyl zuzuführen, welches seine Menschenliebe der leidenden Menschheit errichtet und fürstlich ausgestattet hat. Wer war der Mann, der so Edles wollte und so Großes konnte? Thomas Guy war der Sohn eines Kohlenhändlers in einer der Vorstädte Londons, und wurde im Jahre 1645 geboren. Sein Vater, der mehr für eine christlich-sittliche Erziehung seines Sohnes als für ein großes Erbtheil in irdischen Gütern sorgte, that ihn bei einem Buchhändler in die Lehre, und bald fand der junge Mann an dem Betrieb dieses ehrenwerthen Handels- und Erwerbszweiges so viel Geschmack und Freude, daß er sich selbst etablierte, obschon ihm nur die kleine Summe von 200 Pfd. Sterl. (1300 Thlr.) zur Verfügung gestellt war. Der Himmel segnete seine Thätigkeit, besonders seine bedeutenden Geschäfte mit englischen Bibeln, die er erst aus Holland bezog, später aber, des hohen Eingangszolles wegen, in England drucken ließ, und dadurch den Grund zu seinem nachherigen Wohlstande legte. Glückliche Unternehmungen vermehrten denselben rasch bis zu einer sehr bedeutenden Höhe, ohne den thätigen Mann seiner gewohnten einfachen Lebensweise zu entziehen oder ihn zum Sklaven seines Geldes zu machen, wie es so Vielen geschieht, denen Reichthum zu Theil wird. Nein, Thomas Guy sah vielmehr in der Vermehrung seiner Glücksgüter nur einen Ruf der Vorsehung, der Wohlthäter seiner leidenden Brüder in Gottes Auftrage zu werden; dem aber folgte er willig und treu, indem er erst andere bereits bestehende Wohlthätigkeitsanstalten,

namentlich das große St. Thomashospital, mit großen Summen unterstützte, dann aber in seinem 76. Lebensjahre (1721) mit einem Kostenaufwande von ungefähr 19,000 Pfd. Sterl. (126,000 Thlr.) ein eignes Krankenhaus mit 400 Betten errichtete. So lange er noch lebte — und er erreichte ein Alter von 80 Jahren — unterhielt er diese Stiftung selbst; nach seinem Tode aber sicherte er ihr ungestörtes Bestehen durch ein Vermächtniß von 219,000 Pfd. Sterl. (1,400,000 Thlr.), ohne dabei die Pflichten gegen seine nähern und entferntern Verwandten zu vergessen, welche er ebensowol als mehre milde Stiftungen seiner Vaterstadt in zahlreichen und beträchtlichen Legaten freigebig bedachte. Das Gebäude, welches seinen Namen führt, liegt unmittelbar neben dem großen schon genannten St. Thomashospital, auf dessen Grund und Boden es auch erbaut worden ist. Den ersten Eingang bildet ein eisernes Thor, welches in einen viereckigen Hofraum führt, in dessen Mitte die bronzene Statue Guy's steht. Das Gebäude selbst besteht aus einem Mittelbau und zwei Flügeln, von welchen der eine die Beamtenwohnung und Wirtschaftsalocalien, der zweite die Kapelle enthält. Ein Säulengang theilt das Haupthaus in zwei ziemlich gleiche Theile, wo sich die zwölf prächtigen Krankensäle mit jetzt mehr als 500 Betten befinden. Sie sind sämmtlich hell und lustig, und überhaupt trefflich eingerichtet. Gegen 3000 Kranke suchen hier durchschnittlich jedes Jahr Linderung ihrer Leiden, und mindestens neun Zehntel von ihnen wird geheilt entlassen. Außerdem empfangen jährlich mehr als 50,000 Kranke außer dem Hause Arznei und Unterstützung aus den Mitteln der Stiftung, welche sich erst kürzlich wieder durch ein Vermächtniß eines Herrn Hunt um 196,000 Pfd. Sterl. vermehrt haben, wodurch auch die Vermehrung der Betten möglich ward. Auch ein Irrenhaus für 24 weibliche Wahnsinnige ist mit dem Hospital verbunden, und damit nichts fehle, finden wir hinter dem Hause einen freien Grasplatz mit einem Springbrunnen, und an dessen entgegengesetzter Seite ein anatomisches Museum in einem eignen Gebäude.

Und das Alles ist Thomas Guy's, des einfachen londoner Bürgers Werk! Sehet's und gehet und thuet ein Gleiches, Ihr, die Ihr Mittel habt, auf daß auch Euer Gedächtniß bleibe in Segen und längere Dauer habe als Euer Reichthum!

Gellert und der Husarenlieutenant.

Es war am 18. November 1761, als sich ein Husarenlieutenant vom preuß. Regimente Malachowski sehr ungestüm beim kränklichen, furchtsamen Gellert melden ließ, der ihn denn auch, aus Furcht, sich Mishandlungen auszusetzen, unbedenklich hereintreten ließ. Es war ein hagerer, schwarzer Mann, mit feurigen Augen, dickgelocktem Haupthaar und feingekräuseltem Schnurrbart, kothigen Stiefeln, blutigen Sporen, in der linken Hand seinen schweren Säbel haltend, in der rechten Stock, Pistolen, Mütze und Karbatsche. „Was ist zu Ihrem Befehle, Herr Lieutenant?“ fragte Gellert zitternd. „Haben Sie Dobre, mich zu arretiren? Ich bin unschuldig!“

„Nein, nein, mein Herr!“ ist die barsche Antwort. „Aber sind Sie der berühmte Bücherschreiber und Professor Gellert?“

„Ja, ich bin Gellert!“

„Nun es freut mich, Sie zu sehen und zu umarmen! Ich bin ein großer Verehrer Ihrer Schriften. Sie haben mir in meinen Feldzügen viele Dienste gethan und ich komme, Ihnen zu danken und Sie meiner Freundschaft zu verschern.“

„Das ist zu viel Ehre für mich, Herr Lieutenant; haben Sie die Gnade und lassen Sie sich nieder!“

„Ja, das will ich gerne thun! Sagen Sie mir nur, wie Sie es anfangen, daß Sie so viel schöne Bücher schreiben?“

Gellert erklärte es mit aller ihm eignen Bescheidenheit.

„Nun das will ich mir merken! Ich habe Lust und Zeit zu schreiben, und sobald ich die nöthige Ruhe habe, will ich einen Versuch machen. Jetzt aber biete ich Ihnen ein Andenken von meiner Beute an. Sie haben doch wol keinen Rubel in Ihrer Chatouille, Herr Professor? Lesen Sie sich einen aus; diese hier sind von einem Kosakenobersten, den ich bei Zornsdorf vom Pferde hieb, und diese da von der Frau eines russischen Offiziers, die mit dem Pferde stürzte.“

Gellert wurde eiskalt bei der Erzählung dieser rauhen Kriegsscenen und konnte sich nicht entschließen, ein blutiges Andenken derselben zu führen. Er wies es ängstlich zurück. „Aber Sie müssen ein Andenken von mir nehmen! Herr Professor, gefallen Ihnen diese Pistolen? Es sind sibirische, und diese Peitsche ist eine Knute; Beides ist zu Ihren Diensten! Ich habe noch treffliches Gewehr erbeutet; türkisches und tatarisches. Es steht in Eilenburg, und was Sie verlangen, will ich Ihnen schenken. Ein Wort, ein Mann. Der Soldat hat nichts Kostbareres als die mit seinem Blute erfochtene Beute. Warum gefallen Ihnen denn die Pistolen nicht? Es ist auserlesenes Gewehr!“

Gellert führte ihn zum Bücherstreck und zeigte ihm, daß hier sein Gewehr sei. Von dieser gelehrten Beute soll sich der Herr Lieutenant etwas aussuchen. Er that's.

„Geben Sie mir Ihre gelehrten „Trostgründe wider ein stiches Leben“, wenn ich etwa stark von den Russen bleffert würde; denn ach die Russen, das ist ein tapferes Volk! Sie stehen wie die Berge so fest, und man arbeitet sich müde und todt, ehe man sie zum Weichen bringt!“

Er wollte schon die letzte Bataille erzählen, da schlug es zehn; die Zuhörer kamen haufenweise und Gellert benutzte diese willkommene Gelegenheit, den Herrn Lieutenant zu verabschieden. Es befah dieser den Hörsaal, war böse, daß seine Pistolen und die Knute nicht angenommen wurden, umarmte aber Gellert recht herzlich und ging die Treppe hinunter, wo ihm ein Paar Husaren Alles abnahmen. „Peter“, rief der Lieutenant den Einen zu, „das ist der Herr, der „Die schwedische Gräfin“ geschrieben hat!“ Peter sah starr auf, griff geschwinde an die Pelzmütze und Gellert lächelte, indessen sich auch die andern Husaren ehrerbietig bückten.

„Kann ich Ihnen noch beim General Malochowski dienen?“ rief der Lieutenant die Treppe herauf.

„Im geringsten nicht!“

„Dber beim General von Dohna?“

„Empfehlen Sie mich all' Ihren Freunden!“ war Gellert's Gegenrede, womit er sich nun schnell zurückzog und froh war, den originellen Besuch losgeworden zu sein.

Einige Tage darauf kam der junge Graf von Dohna, um einen freilich viel sanftern Besuch bei Gellert abzustatten und ihn um Erlaubniß zu bitten, mit

den sämtlichen Offizieren des Bayer'schen Regiments einer Vorlesung beiwohnen zu dürfen.

Die Cigarren in Spanien.

Die Spanier rauchen zwei Sorten von Cigarren, eigentliche Röllchen von gesponnenen Blättern und sogenannte Papiercigarren. Von der ersten Art, den feinsten, welche aus Havannablättern gemacht werden, verkauft man das Pfund zu vier, fünf bis sechs Piaster. Der Geschmack dieser Cigarren ist nicht im geringsten brennend oder heißend, sondern vielmehr lieblich und süß und aromatisch, und der Geruch des Rauches angenehm. Letzterer steigt in kleinen blauen Ringelchen empor und das Verbrennen bei nicht zu starkem Ziehen geht gleichmäßig und langsam fort, auch wird selten die Asche herabstieben. Die zweite Sorte besteht aus grobem portugiesischen Taback, den man geschnitten in kleinen weißen Papierröllchen verkauft; auch dieser findet in Spanien, wo das Rauchen allgemein ist, jedoch meist unter den niedern Volksclassen starken Absatz. Es ist dort eine Einladung zu freundschaftlichem Verkehre, Jemand seine angerauchte Cigarre anzubieten; sie wird gern angenommen und die Höflichkeit auf gleiche Weise erwidert. So werden auf einem Kaffeehause oder an andern öffentlichen Orten oft Bekanntschaften angeknüpft. Der neuerworbene Freund überreicht das glimmende Friedenszeichen sogleich dem nächsten Nachbar und läßt es die Reihe seiner Bekannten durchwandern, wodurch sich bald ein vertrauliches Verhältniß bildet, das für die Art, wie es sich gestaltet, befriedigend genug ist, wie bei den Deutschen durch eine Prieße Taback.

Der Gepard.

Der Gepard, dies ins Katzengelecht gehörige Thier, ist etwas kleiner als der Leopard; die Länge seines Körpers ist drei Fuß zwei Zoll und die des Schwanzes zwei Fuß, seine Höhe aber zwei Fuß einen Zoll. Sein schönes Fell ist hellgelb, am Bauche und den innern Theilen der Beine etwas heller. Der Rücken und die Seiten sind mit kleinen runden gleichförmigen schwarzen Flecken besetzt, und vom vordern Augenwinkel bis zum Munde des kleinen Kopfes läuft ein schwarzer, S förmig gebogener Strich. Das Haar des Halses ist länger und krauser als am übrigen Körper, und bildet im Alter eine Mähne. Der Schwanz ist ebenfalls gefleckt und endigt mit mehren schwarzen Ringen. Das Haar am Bauche ist lang und zottig. Der ganze Körper ist schlanker gebaut, der mittlere Theil seines Kopfes ist erhobener und die Krallen sind weniger spizig als bei den übrigen Katzenarten.

In Afrika am Senegal und in Ostindien wird der Gepard nicht selten gefunden, und da er weniger misstrauisch und falsch als die übrigen wilden Katzenarten ist, läßt er sich mit größerer Sicherheit als Hausthier zähmen.

Viele Reisende, besonders aber Tavernier, Bernier und Chardin, erzählen uns, daß man sich desselben in seiner Heimat mit dem sichersten Erfolge zur Jagd bediene. Der Jäger zieht nämlich dem gezähmten Gepard eine Kappe übers Gesicht und nimmt ihn mit sich aufs Pferd, oder noch gewöhnlicher auf einen Karren gebunden mit. Gewahrt der Jäger nun eine Gazelle, so wird die Kappe schnell abgenommen oder das Thier losgebunden, und sogleich springt der Gepard herab und läßt nun ganz seiner Katzenatur

freien Lauf. Er schleicht sich in die Nähe der Gazelle, springt mit einem einzigen Sprunge auf sie zu, ergreift sie, reißt ihr die großen schönen Augen aus und überläßt sie dann willig seinem Herrn, zu dem er folgsam wieder zurückkehrt. Schlägt sein erster Sprung fehl, so thut er keinen zweiten, kehrt vielmehr zu seinem Herrn zurück, indessen die glücklich entkommene Gazelle davonweilt, um einen sicherern Aufenthalt zu suchen. Seine Stimme ist ein kurzes wiederholtes Mäuen.



Der Gepard

Die Felle werden hauptsächlich vom Vorgebirge der guten Hoffnung als Handelsartikel ausgeführt. Je seltener sich uns die Gelegenheit darbietet, das hier abgebildete Thier in Menagerien zu sehen, um so willkommener wird dem Liebhaber der Naturgeschichte eine treue Abbildung desselben sein.

Der Quell Kastalia.

Es wird unsern Lesern aus der griechischen Mythologie vielleicht bekannt sein, daß den heidnischen Gottheiten Griechenlands, als deren Wohnsitz der Olympus gedacht wurde, auf der Erde gewisse Orte geheiligt waren. Unter diesen geheiligten Stätten wird vorzüglich der Parnassus, ein hoher Berg der Gebirgskette in Phokien, von den alten Dichtern Griechenlands besungen. Er war der Lieblingsaufenthalt der Musen und Grazien, und enthielt eine Grotte des Apollo. An den beiden hohen Felsespitzen jenes Gebirges, welche sich 8000 Fuß über den Meerespiegel erheben, lag die Stadt Delphi, der Hauptsitz der griechischen Orakel. Hier waren zur Zeit der Blüte der griechischen Kunst und Wissenschaft die herrlichsten Schätze der Bildhauerei aufgestellt; aber jetzt steht unter den Trümmern jener Stadt nur ein armseliges Dörfchen, Kastri genannt. Uebrigens sind, wie

Reisende versichern, die Ruinen noch ziemlich wohl erhalten, und der ganze Grund der Stadt ist noch so kenntlich, daß man ohne Mühe einen Plan davon aufnehmen könnte. Auf dem Parnassus entspringt die kristallhelle Quelle Kastalia; sie war den Göttern geweiht, und dem Genuße ihres Wassers schrieb man eine begeisternde Kraft zu. Der Dichter, wenn er ein großes Werk beginnen wollte, flehte die Kastalia an, ihn mit Begeisterung zu erfüllen. Doch wie hat im Laufe der Zeiten sich dies Alles verändert! Mit dem Untergange der griechischen Götterlehre hat die Kastalia ihre Bedeutung verloren, und nur der gebildete Freund der Alterthumskunde betritt die einst geheiligte Stätte mit dem Gefühl der Ehrfurcht; jetzt aber benutzen die Dorfbewohner das schmuckhafte Wasser der Kastalia vorzüglich zur Bereitung ihrer Getränke, und um dasselbe in ihren Gefäßen aufzufangen, haben sie den Lauf der Quelle durch Fässer und ähnliche Dinge gehemmt, und statt der Musen

und Grazien erblickte der englische Dichter Hughes, als er den Parnassus besuchte, albanische Mädchen, welche eben beschäftigt waren, in dem klaren Wasser der Kastalia ihre Leinwand zu waschen. Die Kastalia, welche auf einem stei-

len, etwa 800 Schritte von Kastri sich erhebenden Felsen entspringt, rinnt in ein Felsenbecken, überfließt dessen Rand, vereinigt sich in ihrem Laufe mit einigen kleinen Bächen, und fällt alsdann über Felsen hinab in das Thal.



Der Quell von Kastalia.

Die chemischen Bestandtheile des Talges und deren technische Benützung.

Von bedeutendem Interesse sowol für die Wissenschaft als auch hinsichtlich des gewerblichen Nutzens sind die Ergebnisse der Untersuchungen, welche die Chemiker mit thierischen Stoffen angestellt haben. Mit den raschen Fortschreiten der allgemeinen Chemie gewann auch die Zersekungskunst der thierischen Körper (animalische Chemie) eine unumstößliche Grundlage, und die Bekanntschaft mit der Natur der benannten Stoffe konnte es allein möglich machen, Versuche, dieselben zu gewerblichen Zwecken zu benutzen, mit Sicherheit anzustellen und den Erfolg mit Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen. Unter diejenigen chemischen Entdeckungen dieser Art, welche den Speculationsgeist der Gewerthätigkeit in Anregung gesetzt haben, gehörten die beiden Stoffe, woraus der Talg besteht. Vielleicht hat schon mancher unserer Leser die seit einigen Jahren erfundenen Stearinlichte selbst benutzt, ohne daß ihm die Gelegenheit zu Theil wurde, sich von der Art ihrer Verfertigung zu unterrichten.

Diese Stearinlichte bestehen aus dem festen Theile

des Talges; die Masse des Stearins hat ein wachsähnliches Gefüge, und dieser in den meisten Fetten enthaltene Stoff ist die Ursache der Festigkeit nicht nur des Talges, sondern auch der Butter, des Speckes und des Schmalzes; die andere Substanz des Talges ist reines Del, und während die festen Fettsubstanzen mehr Stearin enthalten, sind die flüssigen in größerem Verhältnisse mit reinem Delstoff oder Olein (auch Olain genannt) zusammengesetzt. Die Abwesenheit einer festen Masse bei diesem letztern Bestandtheile ist auch der Grund warum man ihn vortreflich zum Oelen der Räder der Maschinen benutzen kann; denn sie verhindert das Ranzigwerden und zu ihrem Gefrieren ist eine Kälte von 20 Grad Fahrenheit erforderlich. Da die Stearinlichte bei ihrer anerkannten Güte und ihren guten Eigenschaften immer mehr in Gebrauch kommen, das Verfahren sie zu fabriciren jedoch, wie wir schon bemerkten, minder allgemein bekannt ist, so wollen wir die uns bekannte Fabricationsweise mittheilen, stellen es jedoch keineswegs in Abrede, daß nicht eine andere und vielleicht bessere Bereitungsart von dem einen oder dem andern Techniker angewendet werde.

Die zur Bereitung des Stearins erforderlichen Vorarbeiten, von welchen das gute Gelingen desselben vorzüglich abhängt, bestehen zuvörderst in dem Ausschmelzen des Talges. Dieser wird im rohen Zustande in ziemlich kleine Stückchen zerhackt. Je kleiner diese sind, um so rascher geht das Schmelzen von statten, und um so mehr kann man an Brennmaterial ersparen. In einem andern Gefäße vermischt man (wenn man 100 Pfund Talg genommen) zwei Pfund Schwefelsäure von 66 Grad mit 30 Pfund Wasser; statt jener kann man auch zwei Pfund Salpetersäure von 36—40 Grad mit ebenso viel Wasser vermischen; doch verdient die Schwefelsäure den Vorzug.

Diese Flüssigkeit wird auf den Talg gegossen, sodas dieser überall gehörig angefeuchtet ist. Damit alle häutigen Theile von der Säure gehörig durchdrungen werden, läßt man das Gemenge drei bis vier Tage ruhig stehen. Je mehr der Talg von der Säure durchdrungen ist, um so leichter geht das Schmelzen von statten. Vor dem Ausschmelzen kann man das überflüssige von dem Talge nicht eingesogene Wasser wegschütten. Man thut nun die Masse in den Schmelzkessel. Sobald sie im Zustande der Flüssigkeit ist, muß sie öfter nach allen Richtungen umgerührt, damit die Fettzellen, welche der Einwirkung der sich völlig auflösenden Säure widerstehen könnten, aufgelöst werden. Während des Siedens muß die Masse noch 20—25 Minuten lang umgerührt werden, sodas sie mit der Flüssigkeit gleichmäßig in Berührung bleibt.

Wenn der Talg gehörig ausgeschmolzen ist, so vermindert man das Feuer. Hat das Aufwallen aufgehört, so gießt man das Ganze durch ein Sieb in einen Zuber von starkem Holze, den man gut bedeckt, damit der Inhalt nur langsam und allmählig erkalten könne. Der Rückstand kann zu Bereitung ordinärer Seife und zu Lampenschwarz benutzt werden. Die noch auf dem Wasser schwimmende fetthaltige Substanz kann man nach dem Erkalten abnehmen und bei einer andern Schmelzung zusetzen.

Durch die Anwendung der verdünnten Schwefelsäure wird der Vortheil erreicht, daß die während des Schmelzens sich entwickelnden Dämpfe ganz frei von jenem widrigen Geruche sind, welcher für den Arbeiter höchst ungesund und für die in der Nähe wohnenden Personen etwas sehr Unangenehmes hat. Die Säure verschluckt grade die in Dampfform übergehenden Producte der Schmelzung, welche einen übeln Geruch haben.

Scheidung des Talges in seine beiden Bestandtheile.

Dem Chemiker Chevreul, welchem wir die Entdeckung der beiden Substanzen des Talges verdanken, gab eine Verfahrungsweise an, wie man dieselbe zu technischen Zwecken im Großen gewinnen könnte; jedoch die gegen den Gewinn sehr unverhältnismäßig großen Kosten würden das Stearin nie unter den Preis des Wachses gebracht haben, wenn nicht der Fabrikant Braconnot eine ungleich wohlfeilere Methode angegeben hätte. Jedoch um aus dieser einen erheblichen Vortheil zu ziehen, bedürfte es wiederum eines sehr großartigen Fabrikbetriebes, zu welchem es nicht alle Lichtfabrikanten bringen können. Wir theilen daher das von einem Deutschen angegebene Verfahren, auf welches derselbe durch einen Zufall geführt wurde, mit. Die dazu erforderlichen Apparate sind mit so geringen Kosten verknüpft, daß ein jeder Lichtfabrikant davon Gebrauch machen kann.

Nachdem man nämlich den geschmolzenen Talg auf die oben beschriebene Weise in den Zuber gethan hat, läßt man das Gefäß zwei bis drei Tage lang mit seinem Inhalte stehen. Der Talg erscheint alsdann geron-

nen, und man findet bei genauer Untersuchung zwei Substanzen, eine feste in Gestalt kleiner Kügelchen und eine ölarartige. Um nun die ölarartige Flüssigkeit oder das Klein vollends abzusondern, beachtet man folgendes Verfahren: Man schlägt den Talg in Lagen von ein bis zwei Zoll Dicke zwischen feste Tücher ein, schichtet diese übereinander und bringt sie alsdann unter eine starke Presse. Zwischen je zwei Lagen legt man, um den Abfluß des Oels zu erleichtern, ein Weidengeflecht. Man preßt nun allmählig immer stärker, bis die ölige Substanz vollkommen ausgestossen ist. Der in den Tüchern zurückbleibende Talg ist trockener und brüchiger als Wachs, und besitzt von diesem Brennmaterial die Eigenschaften der Weiße und Unveränderlichkeit. Die Stearinlichte rinnen nicht und sind wegen ihrer Härte und Schwerflüssigkeit beliebt. Sollte das gewonnene Stearin bröckelig und spröde sein, so kann man ihm durch Zusatz von etwas Wachs Zähigkeit und Zusammenhalt geben.

Durch das Raffiniren des Talges kann eine noch feinere Qualität Stearinstoff gewonnen werden. Zu diesem Behufe muß man den am Ende des Schmelzens sich bildenden Schaum von der Oberfläche abschöpfen. Um die Bildung des Schaumes zu befördern, muß die Flüssigkeit öfter umgerührt werden. Erst wenn die Unreinigkeiten ausgeschieden sind, welches man an der weißen Farbe des Schaumes und an dessen allmähligem Aufhören erkennt, bringt man die Flüssigkeit auf den Siedepunkt und erhält sie 30—40 Minuten darin. Während dieser Zeit muß man beständig umrühren, damit die saure Flüssigkeit das geschmolzene Fett gehörig abspüle und damit die erdigen, schleimigen und gallertartigen Theile gehörig aufgelöst und durch das Wasser später niedergeschlagen werden können.

Das Schloß Dürrenstein in Oestreich.

Auf steilem Felsengrunde erheben sich die Ruinen des ehemals bedeutenden und geschichtlich merkwürdig gewordenen Schlosses Dürrenstein oder Durnstein. Jetzt schauen sie von ihrer Höhe herab auf das Städtchen Dürrenstein, wenn man anders 65 Häuser mit ungefähr 450 Einwohnern, von denen der größte Theil sich mit Weinbau beschäftigt, mit dem Namen eines Städtchens belegen will. Die hohen Stadtmauern und Thürme auf der einen Seite der Stadt und die Donau auf der andern bildeten einst eine feste Schutzwehr gegen anbringende Feinde.

Wenn nun auch die Ruinen dieser Befestigung weniger das Interesse Derer in Anspruch nehmen mögen, welche in den Ruinen alter Schlösser Alterthümer aufsuchen, so ist dafür die historische Bedeutung dieses Platzes um so anziehender, denn Dürrenstein ist der Schauplatz einer merkwürdigen Thatsache der Geschichte. Als nämlich im Jahre 1189 Richard, der wegen seines außerordentlichen Muthes den Namen Löwenherz erhalten hat, den englischen Thron bestieg, stand es um die Angelegenheiten der Christen im Morgenlande sehr übel. Alle Städte des Morgenlandes, deren Besitz mit dem Leben vieler tausend Christen erkämpft worden war, waren wieder von den Ungläubigen erobert worden; nach der Schlacht von Tiberias waren die Städte Jerusalem, Akre, Sidon, Askalon und Tiberias in die Hände des siegreichen Sultans von Aleppo und Aegypten, Saladin, gefallen, und nur Tyrus war noch in dem Besitze der Christen. Die Klagen der hart bedräng-

ten Christen brangen bis in die Länder der abendländischen Christenheit, und mehre europäische Fürsten, an deren Spitze sich Richard Löwenherz, Philipp August, König von Frankreich, und Herzog Leopold von Oestreich stellten, beschloffen zur Wiedereroberung des heiligen Landes in eigner Person bedeutende Hülfsstruppen hinüberzuführen. Namentlich eröffnete sich hier dem nach Heldenthaten durstenden Richard ein weites Feld, seine abenteuerlichen Pläne auszuführen, und er fürchtete keine Ungerechtigkeit zu begehen, wenn er die 100,000 Mark Silbers, die er in dem Schatze seines Vaters vorfand, zur Wiedereroberung Palästinas, selbst durch unerlaubte Mittel, zu vergrößern suchte; durch die so zusammengebrachten Reichthümer wurde es ihm auch später möglich, sich mit einer bis dahin unerhörten königlichen Pracht zu umgeben und sich durch seine verschwenderische Freigebigkeit ebenso sehr die Liebe der Truppen zu erwerben, wie er sich durch seinen Löwenmuth ihre Bewunderung errungen hatte. Durch sein herrisches Wesen aber veranlaßte er endlich einen Zwist mit den übrigen Fürsten, der ihm selbst zum Verderben gereichte.

Der Hafen von Messina in Sicilien war der Sammelplatz des aus mehr als hunderttausend Mann bestehenden, für einen neuen Kreuzzug bestimmten Heeres. Im vollen Glanze eines Eroberers hielt Richard seinen Einzug.

Schon hier veranlaßte Richard einen Streit mit Tancred, dem damaligen Könige von Sicilien, weil dieser sich geweigert hatte, das der Schwester Richard's gehörende Bitthum herauszugeben. Mit Waffengewalt eroberte Richard das Schloß und wies es seiner Schwester zur Residenz an, bemächtigte sich einer nah gelegenen Insel, vertrieb die Mönche, denen sie gehörte, und machte sie zu einer Proviantniederlage. Philipp, welcher den Vermittler machte, reizte dennoch heimlich die Bürger Messinas, sich den Engländern zu widersetzen, und so kam es, daß Richard mit 10,000 Mann die Stadt selbst angriff und eroberte. Die Häuser wurden geplündert und die sicilischen Galeeren verbrannt. Unschonend versöhnt brachten Richard und Philipp den Winter hier zu.

Eine weitere Veranlassung zum Streite gab Richard später dadurch, daß er Ubelheid, die Schwester Philipp's, verließ und seine Hand Berengarien, der Tochter des Königs von Navarra, anbot. Philipp widersetzte sich zwar dieser neuen Verbindung, mußte aber endlich nachgeben.

Endlich verließ Richard Sicilien mit einer Flotte von 53 Galeeren und 150 andern Schiffen, und kaum war er auf Palästinas Küste gelandet, als er sogleich einen Kriegszug nach Cypern veranstaltete und diese Insel, wie er vorgab, aus dem Grunde eroberte, weil ihm der Beherrscher derselben, Isaak, welcher sich Kaiser nannte, durch die Verweigerung der Aufnahme seiner Schiffe in ihrem Hafen eine harte Beleidigung zugefügt habe. Dem gefangenen Fürsten ließ er silberne Fesseln anlegen und in einem Schlosse an der Küste von Palästina gefangen halten.

Unterdes belagerte das Heer der Christen schon seit anderthalb Jahren die Beste Akre, von deren Besitz zugleich der Besitz des ganzen gelobten Landes abzuhängen schien. Unglaublich litten die Christen durch das Schwert der Ungläubigen, durch Hunger und durch Pest; Philipp hatte zwar die Mauern durchbrochen, wagte aber vor dem ungeheuren Heere Saladin's keinen Sturm, bevor nicht Richard angelangt sei.

Endlich erreichte Richard unter dem Jubel der schon entmuthigten Krieger das Lager der Kreuzfahrer,

spendete mit gewohnter Freigebigkeit an Alle Geschenke, die sich in seine Dienste begaben, und ließ, ungeachtet ein Wechselfieber ihn darniederstreckte, die Belagerung mit erneueter Kraft fortsetzen. Das Beispiel des Königs, welcher sich auf einem Feldbette in die Laufgräben tragen ließ und mit eigner Hand die auf den Feind gerichteten Ballisten abschoss, begeisterte die Krieger, und Saladin sah sich trotz tapferer Gegenwehr genöthigt, die Festung endlich an Richard zu übergeben.

Dreißig Tage nach dieser Uebergabe wurde auf einer Anhöhe zwischen Richard's und Saladin's Lager eine That verübt, die uns unbegreiflich erscheinen muß, die aber der herrschenden Sinnesart jener Zeiten entsprach, da sie weder den christlichen noch den mohammedanischen Geschichtschreibern jener Zeit Abscheu eingefloßt zu haben scheint. Einige tausend Geiseln nämlich, die in der Festung zurückgehalten worden waren, wurden, da Saladin die Bedingungen der Uebergabe nicht alle erfüllte, im Angesichte des Lagers der Saracenen niedergemetzelt und ihre Leichname den Soldaten preisgegeben, die bei ihnen Edelsteine zu finden hofften, welche die Gefangenen verschluckt haben sollten.

Auf die Eroberung der Beste Akre gründete die ganze Christenheit die Hoffnung der baldigen Eroberung Jerusalems und des gesammten gelobten Landes; doch wollte Philipp an dem weitern Zuge keinen Theil nehmen, er kehrte, ungeachtet Richard, seine eignen Ritter und alle verbündeten Heerführer in ihn drangen, mit Hinterlassung von 10,000 Mann nach Frankreich zurück, sei es, weil eine gefährliche Krankheit seine Gesundheit zerrüttet hatte, oder weil sein Haß gegen Richard größer war als der Eifer für die gute Sache.

Im höchsten Grade beschwerlich war nun der Zug, welchen Richard von Akre aus zur Eroberung Jaffas und Jerusalems unternahm. Jede Nacht lagerte Saladin in der Nähe des bis auf 30,000 Mann geschmolzenen Heers, griff die Kreuzfahrer bald in der Fronte, bald in der Flanke und bald im Rücken an, und täglich währte der Kampf bis Sonnenuntergang. Die Tempelherren, welche den Vortrab bildeten, und die Ritter vom Spital, welche den Nachtrab ausmachten, vermochten kaum, Saladin's Angriffen zu widerstehen. Saladin wurde zwar in einem entscheidenden Treffen geschlagen und beunruhigte fortan die Christen nicht mehr; doch hatte Richard diesen heldenmüthigen Gegner genugsam kennen gelernt, um nicht einzusehen, daß es unmöglich sei, den Ungläubigen die heilige Stätte wieder zu entreißen. Im Angesichte von Jerusalem kehrte Richard, dem Rathe erfahrener Krieger nachgebend, wieder um, errang noch einen blutigen Sieg in der Schlacht bei Jaffa, in welcher er selbst Wunder der Tapferkeit verrichtete, und schloß mit Saladin einen Waffenstillstand auf drei Jahre, kraft dessen den Pilgern freier Zutritt zu dem heiligen Grabe gestattet wurde.

Darauf aber rüstete er sich zur Rückkehr in sein Königreich. Als er absegelte, breitete er seine Arme aus und rief: „Hochheiliges Land, ich empfehle dich dem Schutze des Allmächtigen. Möge er mir das Leben schenken, um wiederzukehren und dich von dem Joche der Ungläubigen zu befreien.“

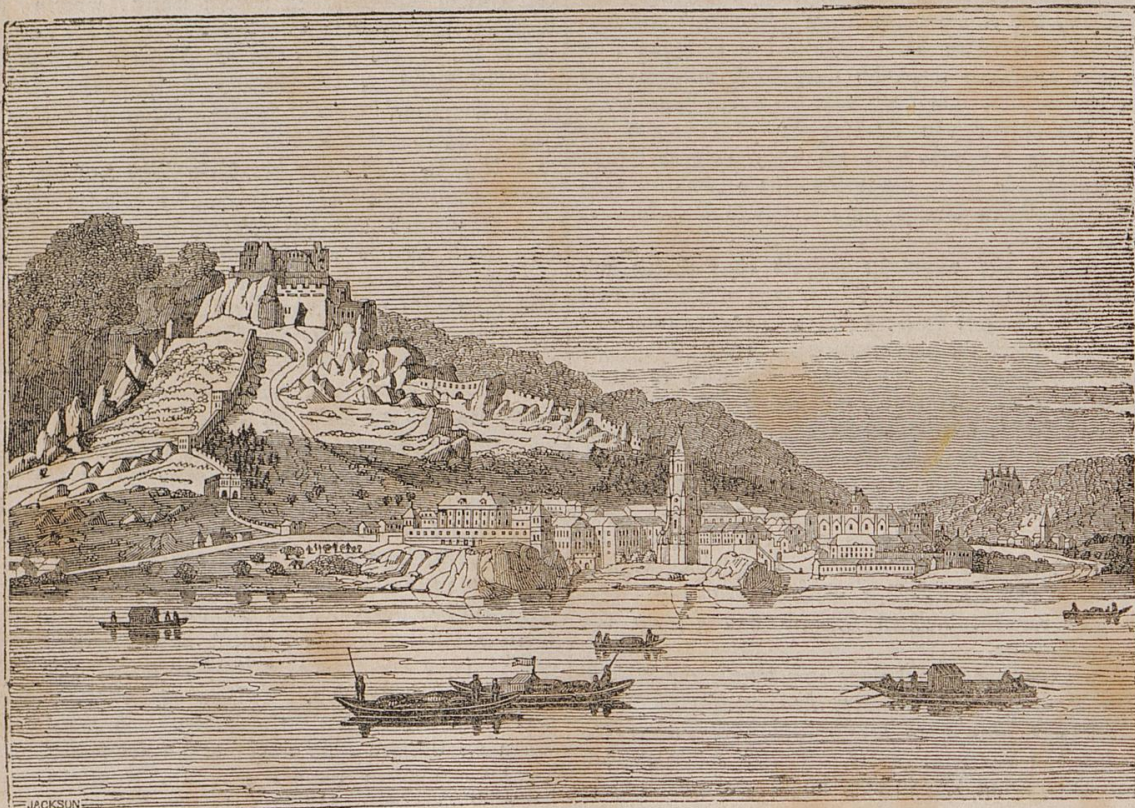
Richard, welcher erfahren hatte, daß Philipp mit Johann, seinem Bruder, sich verbunden habe, ihn aus seinen Ländern zu verdrängen, auch daß der deutsche Kaiser und viele andere Fürsten gegen ihn aufgebracht seien, beschloß, da er an die Küste von Istrien zwischen Aquileja und Venedig verschlagen worden war, in der Kleidung eines Pilgrims und durch die Länge seines

Bartes und Haupthaares unkenntlich geworden, den Nachstellungen seiner Feinde durch List zu entgehen.

Mehrmals war Richard, der unter dem Namen eines als Pilger aus dem gelobten Lande zurückkehrenden Kaufmanns reiste, in Gefahr, ergriffen zu werden. Von einem Ritter und einem der Landessprache kundigen Führer begleitet, entkam er jedoch stets glücklich. Sie reisten drei Tage und drei Nächte ohne ein Haus zu betreten oder Lebensmittel zu kaufen, und befanden sich am vierten Tage in den Vorstädten von Wien. Der Führer ward auf den Markt gesendet. Die byzantinischen Goldstücke, welche er ausgab, erregten Verdacht; er ward ergriffen, auf die Folter gespannt und entdeckte zuletzt des Königs Namen und Aufenthalt. Bewaffnete umringten Richard's Herberge. Dieser aber zog das Schwert und erklärte, daß er sich nur ihrem

Herrn, dem Herzog Leopold, ergeben werde. Leopold von Oestreich aber hatte gerechte Ursache, Richard zu zürnen, denn er war von ihm bei der Belagerung von Akre auf das Tiefste beleidigt worden, indem Richard das österreichische Panier von den Mauern herabriß. Leopold empfing Richard's Schwert und hielt ihn auf dem Schloß Dürrenstein in enger Haft. Umgeben von erprobten Wächtern, die mit bloßen Schwertern den Tag über bei ihm blieben und des Nachts an seinem Bette wachten, war es ihm unmöglich, seiner Haft sich zu entziehen.

Unterdeß wartete England mit Sehnsucht der Rückkehr seines heldenmüthigen Königs. Da man hier anfangs gar nicht wußte, wo Richard gefangen saß, so durchstreifte der Minnefänger Blondel Deutschland, um seinen königlichen Freund zu suchen. Auf diesen



Das Schloß Dürrenstein

Wanderung kam er, der Sage nach, auch nach Oestreich in die Nähe des Schloßes Dürrenstein. Traurig ließ er sich an den Mauern des Schloßes nieder und sang ein Lied, welches er oft im Wechselgesange mit Richard gesungen hatte. Blondel fand hier den Lohn seiner treuen Anhänglichkeit und Freundschaft. Eine Stimme aus dem Thurme antwortete; — es war Richard's Stimme!

Herzog Leopold besaß zu ritterlichen Sinn, als daß er Richard weder an Philipp von Frankreich, noch an Heinrich VI. von Deutschland, welcher den königlichen Gefangenen für 60,000 Pfund kaufen wollte, auslieferte. Als aber der Papst, welcher sich für Richard verwendet hatte, den Herzog für seine Weigerung, den König freizulassen, mit Bann und Interdict drohte,

wurde Richard's Angelegenheit auf einem Reichstage zu Hagenau verhandelt, und das Lösegeld für seine Freilassung festgesetzt. Um die geforderten 100,000 Mark Silber zusammenzubringen, wurde in England eine außerordentliche Steuer ausgeschrieben, das Kirchen Silber ward theils verkauft, theils als Geldeswerth entrichtet; alle Geistliche und Laien mußten ein Viertel ihres jährlichen Einkommens abgeben und Jedermann ward aufgefordert, dem Könige des Dankes werthe Geschenke zu machen. Erst nach fünf Monaten wurde Richard freigegeben, und kehrte nach vierjähriger Abwesenheit unter dem lauten Jubel seiner Unterthanen in sein Königreich zurück. Doch war zu fernern großartigen Unternehmungen seine Kraft und Macht gebrochen.